Aus Joffre's gewaltiger Offensive.

(Von einem Kölner Rechtsanwalt, der als Batterieführer im Felde steht.)

Endlich ist der Befehl zum Ausmarsch angelangt. Schon seit Tagen warten die Geschütze, auf der Bahn verladen, die Kanoniere, feldmarschmäßig eingekleidet, auf den Befehl, und so steht nun die Batterie zum Ausmarsch angetreten auf dem Kasernenhof. Nach einer kurzen Ansprache, gipfelnd in dem dankbaren Gefühl, daß es nun auch uns vergönnt sei, im Dienste des Vaterlandes das Schwert zu ziehen, und ausklingend in ein Hoch auf unsern allerhöchsten Kriegsherrn, setzte sich die Batterie in Bewegung zum Marsche nach dem Bahnhof, voran die Regimentsmusik, umgeben von den Angehörigen und Freunden der Ausmarschierenden. Auch meine Kinder waren darunter. Sie marschierten leuchtenden Auges, erfreut ob des militärischen Schauspiels und ob der Musik, quer zur Seite meines Pferdes. Als ich da so vom Pferde herunter in die ahnungslosen Augen der Kinder sah, da kamen mir die schwersten Augenblicke der Trennung von Weib und Kind. Wenn's noch in einen frischen, fröhlichen Krieg gegangen wäre, wo Mann gegen Mann ringt. Aber so hinaus in einen Kampf, wo die Technik regiert, wo der einzelne sich machtlos dem Zufall der heranbrausenden Geschosse ausgesetzt sieht, wo der einzelne wiederum all seinen Mut und seine Widerstandskraft aufspeichern muß, um die ihm anvertrauten technischen Hilfsmittel möglichst vollendet zu gebrauchen, das war schon mehr als ein Schritt ins Ungewisse. Wir Artilleristen fühlen es ja mehr als vielleicht andere Soldaten, daß wir zugleich die Herren und die Diener der Technik des Kampfes sind. Es war eine rechte Freude, die ausziehende Batterie zu sehen: kräftige Burschen mit zuversichtlichen, vertrauenden Augen, froh, auch das ihre im Dienste des Vaterlandes tun zu können.

So ging's denn ab von . . . Langsam und stetig rollte der Zug gegen Westen. Wohin? Keiner wußte es. An unseren Augen zogen die Spuren des Einmarsches der Deutschen in Frankreich und der Kämpfe aus dem Herbste 1914 vorüber. Zerschossene, verbrannte Dörfer, zerstörte Brücken, Gräber an allen Wegen. Uns entgegen auf dem Nachbargeleise fuhren 10 Minuten um 10 Minuten Züge, aus leeren Wagen zusammengestellt, uns anzeigend, daß wir nicht die einzigen waren, die nach dem Westen geworfen wurden, und nicht die einzigen bleiben sollten. Und allmählich umkreisten den Zug die Gerüchte: die große Offensive Joffres habe eingesetzt; seit zwei Tagen rolle der Donner da vorne, gesteigert zu unaufhörlichem Trommelfeuer; die Bahnhöfe unserer vorderen Etappen seien gefährdet, seit gestern sei der Bahnschutz verstärkt; französische Flieger hätten hinter unseren Linien Begleiter abgesetzt mit der Aufgabe, die Bahn zu zerstören und so das Heranbringen von Verstärkungen zu verhindern. Aber man ist schon gewitzigt, man gibt schon nichts mehr auf die „Etappengerüchte", und vertrauensvoll erinnert man sich, wie wunderbar geregelt und vorausgedacht sich unser Einmarsch in Frankreich abgespielt hat. Wir verfolgen unseren Weg genau nach der Karte, und mehr als einmal hieß es zweifelnd, ob es nun nach Süden oder weiter an der Front entlang nach Westen ginge. Da kam plötzlich der Befehl: „Ausladen in W." Wo liegt das? Alles war eifrig beschäftigt, den Ort zu suchen und seine Lage zu dem immer stärker werdenden Donner der Kanonen festzustellen.

Da hielt der Zug an einer Rampe. „Ankunft in W." Geschütze, Mannschaften, Pferde so schnell wie möglich hinaus, und fauchend fuhr der Zug leer ab. Dann lagen wir auf der Bahnrampe. Ich ließ alle Vorbereitungen zum sofortigen Eingreifen in den Kampf treffen, die Geschütze schmieren, die Verschlüsse einlalgen, die Richtmittel prüfen. Damit verging der Nachmittag. Gerade hatten wir uns, zweifelnd, ob uns noch heute ein Befehl zum Weitertransport treffen würde, zurecht gemacht, um die erste Nacht unter freiem Himmel auf französischer Erde zuzubringen, eine laue, fast windstille Herbstnacht mit schönem sternenklaren Himmel, die Stille nur unterbrochen durch das fortwährende Grollen der Kanonen vor uns. Da hieß es plötzlich wieder „Einladen und Abfahrt nach Vr.". Um 11 Uhr abends fuhr der Zug ab, um ½3 Uhr nachts kamen wir dort an. Es wurde ausgeladen und von 4 bis 6 Uhr Ortsunterkunft in Vr. bezogen.

Mittlerweile hatte sich das Trommelfeuer derart verstärkt, daß an ein Schlafen kaum zu denken war. Ich war bei einem Bauern einquartiert, dessen Augen angstvoll die Gegend des rollenden Trommelfeuers suchten. Er war besorgt, daß sich nun der Krieg unter Umständen zurückwälzen würde über sein von den Deutschen geschontes Dorf, daß nun nach Jahresfrist der Krieg womöglich noch alles zerstören würde, was er ihm noch geloffen hatte. Immer und immer wiederholte er: Oh là là! oh là là! malheur, malheur! Und kopfschüttelnd begab er sich wieder zu seinem Vieh, um es zu tränken. Um 9 Uhr vormittags stand die Batterie bespannt abmarschbereit am Bahnhof in Vr., Marschbefehl nach S. über V. Vor uns und hinter uns fuhren lange Kolonnen, die unaufhörlich Munition allen Kalibers herbeizuschaffen hatten, und bald merkten wir es, daß wir in unser rheinisches Armeekorps kamen. Denn auf der kurzen Strecke schon konnten wir mit kurzem Winken oder mit kurzem Händedruck manchen Bekannten begrüßen, zu mehr langte die Zeit nicht. Ohne Aufenthalt ging es weiter dem Trommelfeuer entgegen, in dauerndem Regen; durchnäßt hingen wir auf unseren Pferden.

In S. angelangt, kam uns im Auto der General der Artillerie des Abschnitts, in den wir eingesetzt werden sollten, entgegen und gab uns Marschbefehl bis zu einem Haltepunkte an der Straße nach S.-P. Dort langten wir gegen 5 Uhr nachmittags arg durchnäßt an. Als wir auf diese Straße einbogen, begegnete uns recht eigentlich zum erstenmale der Krieg. Vollbeladene Krankenautos fuhren vorsichtig an unserer Kolonne vorbei. Leichtverwundete begegneten uns in größeren und kleineren Trupps. Leere Kolonnen, Autos, Radfahrer rasten in schnellstem Tempo an uns vorbei. Aber hin zu dem rollenden Trommelfeuer strebten mit uns andere frische Truppen, Feldartillerie-Batterien in raffelndem Trab, Infanterie in eilendem Marsche, Sanitätskolonnen und anderes mehr. Wir freuten uns, manchen der erschöpften Infanteristen auf unsere Wagen und Protzen setzen, manchem durch das Fahren seines Tornisters eine verdiente und erwünschte Erleichterung schaffen zu können. Man sah den Leuten an, daß der Tag für sie schon früh begonnen hatte. Und so kamen wir zu dem uns angewiesenen Haltepunkt.

Hier sah es schon schlimmer aus. Von verwundeten Feldartilleristen auf zerschossenen Protzen erhielten wir die ersten Nachrichten von vorne. Bilder der Schlacht in einzelnen Ausschnitten. Die vorderen Schützengräben seien von den Franzosen überrannt worden und die dazwischenstehende Artillerie zum Teil zusammengeschossen und nur zum Teil gerettet; die zweite Infanterielinie halte aber stand und um sie tobe der Kampf. Und doch war eine prächtige Stimmung unter den Artilleristen. Auf ihren verbissenen Gesichtern sah man den Wunsch: zurück in den Kampf! Daß wir frisch als Verstärkung herankamen, war ihnen gleichgültig; sie streiften uns nur mit einem gleichgültigen Blick, sie waren viel zu viel mit sich selbst beschäftigt. Jeder sprach davon, welchen lieben Kameraden er verloren habe, und jeder zählte die Minuten, wieder in die Kampflinie zu kommen. Und in all diesem Hasten und Treiben, in dem Drange nach vorne, der alle beseelte, und der seinen Ausdruck fand in dem ewigen Vorbeirasseln der Feldartillerie und Vorbeimarschieren der Infanterie-Bataillone, standen wir selber auf der Straße wartend des Befehls, der uns einsetzen sollte.

Nicht lange brauchten wir zu warten. Knapp ½ Stunde später brachte mich ein Auto zum Divisionsstand, wo ich die besonderen Befehle zu empfangen hatte. Dort war nach schweren Stunden harter Kampfesnot wieder ein Stück fröhlicher Zuversicht eingezogen. Denn der erste wütende Ansturm der Franzosen war abgeschlagen. Zwar waren nach mehrtägigem Trommelfeuer die vordern Gräben von den Franzosen überrannt worden, die dritte Reihe hatte dem Ansturm des Feindes Halt geboten. Gegen sie begann gerade der Ansturm des Feindes, der sein sich dauernd steigerndes Trommelfeuer immer wieder auf diese Gräben niederprasseln ließ. Unzählige Tote hatte zwar dem Feinde der Teilerfolg gekostet, aber er zeigte durch sein sich immer wieder erneuerndes Anstürmen deutlich, daß er gewillt war, mit aller Kraft den Teilerfolg zu einem Enderfolg auszugestalten. Nun aber kamen — am 25. September — die ersten Verstärkungen der Deutschen heran. Die mit uns der gefährdeten Stelle zustrebenden Infanterie- und Feldartillerie-Regimenter gehörten zur . . . . Division, die Exz. W. zur Unterstützung der arg zusammengeschossenen Rheinländer heranführte. Mit welch prachtvollem Vertrauen der Führer dieser Division auf seine Truppen blickte, zeigte mir die im Laufe des Gespräches von Exzellenz W. gemachte Bemerkung: „Ach was, mein Herr, die . . . Division wirds machen!" Mit befreiendem Lachen wurde dieses Wort quittiert. Und die Division hat das Wort ihres Führers wahr gemacht, sie hat durchgehalten, trotz alles Trommelfeuers, trotz aller Anstürme ihrer vielfarbigen Gegner. Dieses Wort erinnert mich an ein anderes, aus derselben Division stammendes. Als im späteren Verlauf der Champagneschlacht einer der Führer der Infanterie angesichts der sich immer wieder erneuernden Angriffe der Franzosen gefragt wurde, ob die Infanterie auch die Stellung halten würde, antwortete er: „So lange sie nicht tot ist, ja!" Das kennzeichnet den Geist der Führer und Truppen, an denen die große Offensive Joffres zerschellte!

Einige Pausen benutzte ich dazu, einmal einen kurzen Blick auf das sich meinem Auge zum erstenmal entrollende Panorama einer großen Schlacht zu werfen. Ein weiter Höhenkranz lag da vor meinen Augen, in Rauch, Wolken und Feuer gehüllt, aus denen der das Ohr betäubende Donner hervorgrollte. Noch war das Auge nicht für das Erfassen der Einzelheiten geschult, und noch wurde es immer und immer wieder gefesselt von den infolge der Einschläge schwerster Geschosse oder Minen zum Himmel strebenden Rauch- und Erdsäulen. Nun, das eine war mir bald klar geworden: Wir kamen gerade in einem der kritischsten Augenblicke an und unser harrte eine schwere Aufgabe. Jedenfalls galt es, so schnell als irgend möglich mit der Batterie in Stellung zu kommen und in den Kampf einzugreifen.

Das war leichter gesagt als getan. Gewiß, die Feuerstellung der Batterie sollte mir, sobald die Führer einiger noch im Anmarsch befindlicher schwerer Batterien gekommen waren, vom General der Artillerie persönlich angewiesen werden. Aber so mit meiner Batterie in einen derartigen Kampf, ohne Geländekenntnis, ohne Beobachtungsstelle, ohne Munition, ohne Verpflegung für Mannschaften und Pferde, ohne Dach, in strömendem Regen, dazu auch noch ohne jede Kenntnis der Einrichtungen des Armeekorps hinsichtlich des Munitionsempfangs, der Verpflegung, der Lagerung, der Unterkunft, das war allerdings nicht „ohne". Dazu kam, daß ich ohne Pferd, ohne Meldereiter und Radfahrer, mehrere Kilometer weit von der Batterie entfernt war.

Aber hilfreich regten sich die Hände. Unter freundlichem Beistand eines liebenswürdigen Hauptmanns vom Generalstabe gelang es mir, aus dem nahen Munitionsdepot mir 600 Schuß unserer schweren Granaten zu sichern, und mit derselben Liebenswürdigkeit übernahm es ein die Landstraße zurückfahrender General, meine Befehle zum Vorrücken der Batterie und zum Empfang der Munition der Batterie-Offizier zu überbringen. So waren die ersten dringendsten Anordnungen glücklich getroffen und nun standen der General der Artillerie und ich an der Landstraße unter einem Baum im strömenden Regen und warteten auf die übrigen Batterieführer. Die Landstraße bot noch immer dasselbe Bild, wie ich es oben geschildert habe: Vormarschierende Infanterie, vorttrabende Feldartillerie, ihnen entgegen Krankenautos, Verwundete in Gruppen und einzeln, dazwischen die eilenden Autos der höheren Stäbe, Meldereiter, Feldküchen, kurz ein bunt bewegtes Bild. Plötzlich tief der General einen am Arm eines Unteroffiziers aus der Schlacht herankommenden Hauptmann der Fußartillerie an. „Sind Sie es, E.?" Verstört blickte der Angerufene auf, meldete sich dann bei dem General und lehnte sich, erzählend, wankend, an einen Baum. Er sei im Unterstand verschüttet gewesen, die Decke, von einer schweren Granate getroffen, sei ihm auf den Kopf gefallen. Es sei ihm aber verhältnismäßig gut ergangen. Nach wenigen Augenblicken sei bei ihm Erbrechen eingetreten Der Arzt habe eine leichte Gehirnerschütterung festgestellt und habe ihn zurück geschickt. An Verletzungen habe er nur eine kleine Beule auf dem Kopfe davongetragen. Wo seine Batterie sei, wie es ihr gehe, wisse er nicht. Aus ihm sprach die Sorge, daß er gerade in einem solchen Augenblick von seiner Batterie fort mußte. Er wollte wieder zurück, aber der General beruhigte ihn; er sollte nur ruhig gehen und sich erst auskurieren. Die Reservestellung halte, und Verstärkungen seien genügend im Anmarsch. Dann ein kurzes Abschiedswort, und am Arme des Unteroffiziers wanderte der Hauptmann weiter. So wechselten während des Wartens die Bilder.

Plötzlich kam dann auch das Auto heran, voll bepackt mit Offizieren. Ein Eckchen wurde für uns freigemacht, und dann ging's vorwärts in das Trommelfeuer hinein. Jetzt kamen auch die ersten Granaten, die links von uns platzten. Weiter! Vor dem Kamm einer Höhe, dicht vor den Ruinen eines hinter dem Kamm liegenden Städtchens, machten wir halt. Granaten schwersten Kalibers schlugen fortdauernd in den vordern Hang der Höhe ein, und es war schon nötig, die Stimme anzustrengen, wenn man sich gegenseitig verständigen wollte. Heraus aus dem Auto. „Hier links gehen die beiden Haubitz-Batterien in Stellung, hier rechts die Mörser-Batterie und die Kanonen-Batterie. Die Herren suchen sich ihre Stellungen selber. Ich warte mit dem Auto." Also wir hin an die uns angewiesenen Stellen. Eine große Wiese ohne Baumbestand, nach hinten abfallend, ohne jede weitere Deckung als die vorliegende Höhe. Schnell schritten wir die Stellung ab und verteilten sie unter uns. Dann meldete der Hauptmann von links der Straße in Stellung gehen müsse, da er an der andern Seite keine Auffahrmöglichkeiten habe. Also die Verteilung weiter nach links geschoben und dann zurück in das Auto. Auf unsere Meldung, daß die Feuerstellung ausgesucht sei, erhielten wir den Befehl: „Sie fahren sofort in Stellung. Morgen früh 7 Uhr schußbereit." Dann führte uns das Auto zurück.

Wieder am Divisionsstande angekommen, fand ich glücklich meine Batterie vor, die auf den übersandten Befehl hin mittlerweile nachgekommen war. In tiefem Dunkel vor uns das brennende S.-P; rings um die Feuersäulen der krachenden Granaten, in einem unaufhörlichen von den vordern Höhen herüberschallenden Trommelfeuer ging's nun auf der Straße vor. Glücklich fand ich im Dunkel die richtige Stellung und die Stelle des Chausseegrabens, die ich mir als Uebergang gemerkt hatte, wieder. Die Batterie fuhr in die Stellung, die Geschützstände wurden von mir bezeichnet, und alles begann eifrig die Deckungen auszuheben. Keine 50 Schritt vor uns in dem Hang, manchmal auch neben und hinter den arbeitenden Kanonieren schlugen Granaten auf Granaten ein. Die Leute arbeiteten um ihr Leben. Kaum bedurfte es des Ansporns. Jeder Mann suchte möglichst schnell dem widerspenstigen Boden Deckung für Geschütz und Mannschaft abzuringen. So wurde die ganze Nacht hindurch gearbeitet, meist in strömendem Regen, und morgens um 7 Uhr war die Batterie schußbereit, die Deckungen wenigstens gegen Splitterwirkung und Schrapnellfeuer sicher. Mit Busch und Strauchwerk wurde die Batterie wenigstens einigermaßen gegen Fliegersicht geschützt. Im Laufe der Nacht waren die Nachbarbatterien ebenfalls in ihre Stellungen eingefahren und hatten ihre Deckungen ausgehoben.

Nun galt es, eine Beobachtungsstelle ausfindig zu machen. Eine Beratung der drei Batterieführer ergab, daß wir nach der Karte annahmen, von einer jenseits des Tales von S.-P. gelegenen Höhe unsere Schüsse beobachten zu können. Schon während der Nacht hatte ich meinen Beobachtungsoffizier mit den Fernsprechern vorausgeschickt und den Leitungsdraht durch S.-P. legen lassen. In dem furchtbaren Granatenregen war es jedoch für die Mannschaften unmöglich, weiter als bis in das Dorf hineinzukommen. Nunmehr verständigte ich den dortgebliebenen Beobachtungsoffizier, daß er sich mit den Fernsprechern nach der genannten Höhe begeben und mich dort erwarten solle. Dann gings los. Durch S.-P. war ein Durchkommen unmöglich, da dort fortdauernd Granaten einschlugen, die nicht nur durch ihre Splitter selber wirkten, sondern auch einen gefährlichen Steinschlag hervorriefen. Wir mußten daher links um das Dorf herum, und nun ging es ungedeckt über weite Wiesenhügel zur Höhe . . . immer im Zickzack, nach Möglichkeit den um uns einschlagenden Granaten und über uns platzenden Schrapnellen ausweichend. Auf der Höhe stellten wir fest, daß dort keine Sicht war; der von unserer Infanterie gehaltene Höhenkamm lag höher. Also zur nächsten Höhe, dem . . . wäldchen. (Dort waren Stallungen für rotzkranke Pferde gewesen, und noch lagen die toten Gäule dort herum.) Aber wo wir auch versuchten, auch hier war keine Sicht. Also weiter nach vorn über das freie Feld zu unserer Infanteriestellung; ein gutes Stück mußten wir wohl oder übel im Laufschritt zurücklegen. Wir kamen glücklich und ohne Verletzungen durch. An dem hintern Hang unserer Stellung angelangt, fanden wir einigermaßen Schutz. Dort waren Gräben und einzelne in den Berg hineingebaute wenigstens schrapnellsichere Häuschen. Nachdem wir dort etwas verschnauft und ein Buterbrot gegessen hatten, erkundigten wir uns bei der Infanterie nach einem Beobachtungsstand, den die schwere Artillerie dort gebaut haben sollte. Der Stand war indes seit gestern verlassen und zusammengeschossen; ein Durchkommen dahin war unmöglich. Auch aus den schlecht ausgebauten, vielfach zusammengeschossenen Schützengräben war eine Beobachtung unmöglich. Der ganze vordere Hang war in dichteste Rauchwolken gehüllt. Den Kopf aus dem Graben herauszustrecken war ausgeschlossen, und das auf dem Graben liegende Trommelfeuer der Franzosen schloß jede ruhige Beobachtung aus dem Graben selber aus. Selbst wenn in kurzen Augenblicken eine Beobachtung möglich gewesen wäre, so war es doch sicher unmöglich, in dem dauernden Feuer der Franzosen eine Fernsprechleitung nach rückwärts neu zu legen und diese Leitung betriebsfähig zu erhalten, denn hierzu ist genaue Geländekenntnis und genaue Kenntnis notwendig, welche Striche hauptsächlich unter Feuer lagen, und diese Erfahrung fehlte uns. Mit der Beobachtung war es also nichts! Auf einem Munitionswagen ging es im Galopp zurück über die freie Ebene, durch den Granaten- und Schrappnellregen mitten hindurch. Gegen 12 Uhr langte ich mit meinem Beobachtungsoffizier glücklich in der Feuerstellung wieder an.

Wenige Minuten später erhielt ich von dem General der Artillerie den Befehl, das Feuer sofort zu eröffnen. Punkt 12 Uhr begann ich daher auf Grund der Karte das Feuer. Die Nachbarbatterie schloß sich an. Mittlerweile war der Befehl gekommen, daß die vier neu angekommenen schweren Batterien zu einer Gruppe und unter Führung des Majors J. zusammengefaßt würden. Major J., der von einem anderen Teile der Front kam, war gleich uns auf der Höhe . . . . gewesen, um dort die Beobachtungsmöglichkeiten zu prüfen. Nach negativem Ergebnis war er — wie ich — zu den vorderen Schützengräben vorgedrungen und hatte dort die Unmöglichkeit einer Beobachtung ebenfalls festgestellt. So kam er im Laufe des Nachmittags zurück in die Feuerstellung der Batterie, von wo aus ich bis dahin das Feuer geleitet hatte. Ich meldete ihm die von mir getroffenen Maßnahmen. Sie fanden seine Billigung. Er suchte eine in der Nähe der Batterie rückwärts liegende Anhöhe als Beobachtungsstelle aus und bestimmte, daß die Batterie - Beobachtungsstellen neben ihm anzulegen und von dort das Feuer der Batterien zu leiten wäre. Schnell wurden die nötigen Anordnungen getroffen, die Telephonleitung gestreckt und mit Beginn der Dunkelheit damit begonnen, Beobachtungsstände in die Erde einzugraben.

Sofort nach der Feuereröffnung erhielten wir lebhaftes feindliches Feuer mit schweren Granaten. Zuerst war das wohl mehr der nahen Landstraße zugedacht, auf der der Verkehr gesperrt werden sollte. Dann aber sandte der Feind Flieger aus, die die feuernden Batterien suchen sollten. Wenn wir auch hie und da Fliegerdeckung nehmen konnten, die Not der Stunde verbot es, allzusehr Rücksicht auf Flugzeuge zu nehmen. So war unsere Feuerstellung denn auch offenbar bald erkannt.

Von nun ab drängen sich die Ereignisse der nächsten Wochen in meinem Empfinden zu einem Bilde zusammen. Habe ich einen Tag, habe ich eine Nacht geschildert, so habe ich den Verlauf der ganzen Woche geschildert.

Das immer wieder einsetzende stundenlange Trommelfeuer der Franzosen wurde unterbrochen durch ihre sich immer wieder erneuernden Anstürme gegen die dritte Infanterielinie. Kamen sie da durch, so lag ihnen ihrer Meinung nach der Weg nach Belgien offen. Das Krachen der Granaten um uns wurde kaum beachtet, alle Sinne spannten sich um einen Gedanken: „Halten die vorne aus?" Darum heraus mit möglichst viel Eisen in den anstürmenden Feind. Als Persönlichkeit war ich untergegangen in dem brodelnden Chaos der Schlacht, in dem fiebernden Erwarten der Entscheidung. Alles war aufgesogen von dem Gefühl, daß heute, am kritischsten Tage, nur die strengste Erfüllung unserer Pflicht uns helfen könne. Was man Heldentum im alten Sinne nennt, das gibt's nicht mehr. Unser Heldentum ist Pflichterfüllung, es komme, was kommen mag. Das Räderwerk der Heeresmaschine hat uns erfaßt und verlangt unser Ich. Die Persönlichkeit geht unter in dem einen Gedanken, daß der von uns geleitete Maschinenteil laufen muß wie bei einer Friedensübung. Klar den Kopf und klar das Fühlen, das ist die Losung. Die Batterie tut vollauf ihre Pflicht. Ruhig wie auf dem Exerzierplatz tönen die Kommandos, arbeitet die Bedienung. Die Jungens halten sich glänzend im Feuer; sie sind stolz auf die Batterie geworden . . . Da kommt Infanterie zurück, da geht andere in langen Linien vor, da rasseln neu herangebrachte Geschütze die Straße entlang. Die Munitionskolonnen eilen vor in den Granatregen. So drängt alles nach vorne, die Zähne aufeinandergebissen; heran müssen wir! Und dann wieder Entspannung der Nerven beim Abflauen des Getöses der Granaten und des Geknatters der Gewehre, um im nächsten Augenblick wieder gefangen zu werden von dem neu ansetzenden Ansturm der Franzosen. Wo wir hinblicken, Rauch, Feuer, Wolken grauen Nebels, Dampf der Stinkgranaten des Feindes. Zu sehen ist vom Feinde nichts mehr. Unsere Granaten fahren hindurch durch die Wolken jenseit des Hanges . . . .

Gegen Spätnachmittag legt sich die Wolkenwand plötzlich wie auf einen Schlag auf den zweiten diesseitigen Hang. Das ist das Zeichen, daß die Franzosen, um mit ihrer Infanterie anzugreifen, ihr Feuer nach vorne, das heißt auf unsere rückwärtigen Verbindungen, gelenkt haben. Mit dem Augenblick setzt dann auch unser Schnellfeuer ein, und zugleich schallt fernes Infanterie- und Maschinengewehrfeuer herüber. Rechts flammt ein brennender Wald auf, darin die Stichflammen in Brand geratener Feldartillerie-Kartuschen. Ringsum hämmert die Artillerie los im tollsten Schnellfeuer, Lichtsignale flammen auf. Ein Getöse, gemischt aus dem Sausen der Infanteriegeschosse, dem Brausen der Artilleriegeschosse und dem Hurra der Infanterie, weht die Luft heran, immer stärker anschwellend. Fiebernd hängt der Blick an den vorliegenden Höhen. Da tauchen Kolonnen auf. Aha! Gefangene Franzosen! 50 bis 150 Mann. Plötzlich mitten hinein eine feindliche Granate. Man sieht, wie alles sich mit einem Ruck auf den Boden wirft, wie alles wieder aufsteht bis auf einzelne Punkte, die schwarz in der hellen Landschaft liegen bleiben. Schnel kommt die Nachricht: Die Franzosen waren durch; die Schwarzen hatten eine Batterie Feldartillerie erobert, deren Mannschaften und Offiziere durch Gas getötet waren, hatten die Offiziere niedergemacht. Da stießen unsere Reserven vor, nahmen 500 Franzosen gefangen und warfen den Rest wieder hinaus. Die Linie ist gehalten. Ein Aufatmen und das Kommando: Langsamer feuern! Wie es links bei T. steht, weiß man nicht. Keine Nachricht von da. Eine zweite böse Ecke. Unsere böse Ecke, die Straße von S.-P., ist glücklich gehalten. Aber T.! Doch zu Gedanken ist keine Zeit. Schon wieder braust es gegen unsere Linien vor S.-P. an. Und immer von neuem wiederholt sich das Spiel.

Bis in die Nacht hinein wogt so Welle auf Welle gegen uns an. Essen — wer denkt daran? Sorgenvoll bohrt sich der Blick in den Feuerkreis der Schlacht. Reicht die Munition? Hinunter zur Stellung, denn die Strippe ist längst zerschossen... Um mich flammen die 28cm-Granaten, Kerle, die Löcher reißen zwei Meter tief. Die Munition reicht bis zur Frühe, doch darf's nicht so weitergehen. Die Verwundeten unserer Batterie werden hinausgetragen. Und weiter geht die Schlacht. Gefühl für Zeit ist längst geschwunden. Da flaut es allmählich ab. Langsam, der Feind hat des Anstürmens genug. Auch links scheint man gehalten zu haben, wenigstens ist das Flammenmeer des Kampfes auch dort nicht näher gekommen. Gerüchte schwirren heran: Bei T. war die Linie weiter eingedrückt; T. und die berühmte Höhe . . . . verloren. Na, wir haben gehalten. Vor uns schiebt sich immer wieder und wieder Infanterie ein, in aufgelösten Schützenkolonnen über das Feld vorgehend. Nur ein Bataillon in geschlossener Kolonne; die Offiziere zu Pferd, geradewegs nach S.-P. hinein; hoffentlich geht's gut und kommen keine 28cm-Granaten über sie. Die Tapfern haben Glück, und wir sehen sie jenseit von S.-P. in gelösten Kolonnen in die Gefechtslinie einrücken. Abgelöste Infanterie kommt zurück aus dem Schützengraben. Weiß vom Staub der Champagne, müde, froh, noch einmal dem Geschick entronnen zu sein. Fragt man sie, so lautet die Antwort: „Nein, die Franzosen kommen nicht durch." Gibt man ihnen eine Zigarre, ein Butterbrot — das ist ihnen nichts, warmer Kaffee! Ja, wenn wir den selbst hätten!

So ein Nachtangriff ist ein großartiges, schauerliches Erleben. Ringsum flammen die uns im Halbkreis umgebenden Höhen in rot, weiß und grün auf. Riesige Flammenzeichen von einschlagenden Granaten und Minen erleuchten den Himmel, dazwischen steigen Leuchtkugeln auf, zucken Scheinwerfer und die Blitze der um uns und im Tale stehenden Geschütze; ihr Donner mischt sich mit dem auf- und abschwirrenden Geknatter der Maschinengewehre und Gewehre. Es ist ein Sausen in der Luft, als ob ein Orkan losfegen wollte. Und in all dem Getöse steht man auf der den Horizont beherrschenden Höhe, mit dem Telephon das Feuer der eigenen Batterie leitend, Auge und Ohr fieberhaft den aus dem Dunkel und dem Lärm sich abhebenden Geschehnissen folgend. Dabei sind die Töne manchmal so nahe, daß man glaubt, keine 100 Meter von dem Gewehrgeknatter entfernt zu sein, je nach Windstärke und Windrichtung. Bei allem Vertrauen, das wir zu unserer tüchtigen Infanterie haben — Stunden höchster seelischer Spannung bleiben diese Nachtgefechte. Gegen sie sind die Tagesgefechte Kinderspiel: Da sieht man doch, was los ist, ob Menschen über den vorliegenden Höhenkamm geworfen werden, ob das Flintengeknatter über die Höhe hinauskommt. Aber beim Nachtgefecht, wo Heil und Unheil aus ungewissem Dunkel sich lösen muß, bohren Auge und Gehör sich in diese Finsternis hinein, um aus dem Ungewissen Gewißheit herauszupressen. Die eigene Tätigkeit, das Herausschmeißen von möglicht vielem Eisen im geeigneten Augenblick, tritt völlig in den Hintergrund; denn es handelt sich nur um kurze Anordnungen, die wir schon so mechanisch geben, daß wir dabei kaum noch etwas fühlen.

Allmählich schweigt das Geknatter der Gewehre, der Donner der Geschütze läßt nach, der Feind sendet noch einige Lagen der weittragenden Geschosse um uns herum, dann sinkt Licht und Geräusch nieder zur Stille der Nacht, doppelt still nach dem furchtbaren Lärm. Befreit atmet die Brust auf: langsames Sperrfeuer, und alles tritt wieder unter, geht zu kurzen Ruhepausen, sinkt liegend, sitzend, stehend in einen Schlaf, bei dem der Wille so wenig gelöst ist, daß er jederzeit bereit ist, erneut in gleicher Weise einzugreifen in die Geschicke der Schlacht . . . . . Es ist gegen Morgen. Fahl bricht die Dämmerung an. Suchend geht der Blick nach einer Lagerstatt. Eine Bretterbude rechts der Beobachtungsstelle, zehn Schritt davon. Ein Strohsack in zugigem Raum. Müde fallen wir Offiziere hin, gestiefelt und gespornt. Da wieder Anschwellen des Gefechtslärms. Hinaus ins Freie. Gewißheit, woher das kommt, ob in unserem Gefechtsabschnitt. Nein, rechts der Straße flammt es auf. Geknatter und Gedröhne. Frierend in den Mantel gewickelt, findet sich wieder alles zusammen, um nach einer Viertelstunde das Lager wieder aufzusuchen.

Bald kam uns zur Erkenntnis, daß die Batteriestellung nicht zu halten war. Offen nach allen Seiten, sichtbar jedem Flieger, dazu der Feind am ersten Tage schon eingeschossen, das war zu viel. Also unter Führung des Majors J. aufs Pferd und auf Suche nach einer neuen Stellung. Vier Stunden im Gelände. Ab und zu eine Granate oder ein Schrappnell, sonst unbehelligt. Ausgesucht ein Waldstück im Tale. Ich bezeichne die Geschützstände, lasse den Radfahrer in der Nähe — er hat sich gegen Abend wieder einzufinden und die Zahl der einschlagenden Granaten zu melden — und reite mit dem Beobachtungsoffizier zur alten Stellung zurück. Gegen Mittag beginnt der Kampf aufs neue, immer wieder flutet der Feind heran, immer wieder müssen unsere Haubitzen mit Schnellfeuer ihren Granathagel hineinjagen in den Feind. Aber man ist's jetzt schon gewöhnt, und die ankommenden Reserven, die hier und da, rechts und links neu auftauchenden Batterien besiegeln die Gewißheit des Durchhaltens, Ein gewisses stolzes Vertrauen kommt über uns. Wenn er's gestern nicht geschafft hat, heute ist's vorbei.

Am Abend kam der Radfahrer zurück. Er hatte von 9 bis 2 Uhr über 300 Granateinschläge gezählt, in und um die neue Batteriestellung herum. Nun denn, Aenderung des Befehls. Eine andere Stellung. Einfahren morgen früh ½6 Uhr. . . . Also früh um 5 Uhr (am 28.), nach kaum ein paar Stunden Strohsack, wieder aufs Pferd. Mit Batterie, Geschützen, Bettungen und Munition losgezogen in die Dämmerung, quer durch die Felder glücklich in die ausgesuchte Stellung hinein. Die einzelnen Geschützstände ausgesucht, und nun Einbau und Einfahren geordnet. Dann zurück, die nächste Verbindung für Telephon und Radfahrer zu suchen zur Beobachtung. Um 9 Uhr Meldung der Schußbereitschaft.

Ich mußte nun die Schilderung der Kampfspannung wiederholen und das für jeden der folgenden Tage tun. Das wäre langweilig, aber richtig. Denn diese Spannung des Kampfes, das sich wochenlang Tag um Tag wiederholende Emporpeitschen der ganzen Skala der Empfindungen, das ist das Charakteristischste der modernen Schlacht. Das Gefühl für die Zeit versagt unter solcher Anspannung. Mir ist das Wunderbare passiert, daß ich an den Fingern zählend am Datum feststellte, daß wir den elften Tag unserer Teilnahme an der Schlacht erlebten, also 5. Oktober, und ich kopfschüttelnd feststellte: „Mir ist, als wären wir erst drei Tage hier." Gewiß gabs dazwischen Tage, wo die Angriffe der Franzosen schwächer waren oder unterblieben. Aber abgesehen davon, daß das Artilleriefeuer blieb, hatten, wir den ganzen Halbkreis der kritischsten Stellen vor uns: S.-P. in der Mitte, rechts M.-P., links die böse Ecke T. Ein weiter Halbkreis, in dem es stets kochte und sprudelte, Ruhe ein unbekannter Begriff war. Und kaum waren die Tage vorbei, da setzte am 3. Oktober das Feuer der Franzosen wieder aufs stärkste ein. Tag und Nacht ein Krachen und Donnern, ein Rollen und Knattern, das sich am 6. und 7. Oktober wieder zu richtigem Trommelfeuer verstärkte. Und dann wogten wieder die gefährlichen Angriffe gegen unsere vordere Stellung; sechs mal hintereinander an einem Nachmittag. Als wollten sie das Glück zwingen, die Franzosen. Und immer wieder wurden sie zurückgeschlagen. Teile kamen durch, wurden abgeschnitten und gefangen. Vor den Gräben lagen Hunderte und Tausende von Schwarzen und Franzosen. Unsere Infanteristen beklagten sich oft genug, daß der Feind betrunken gegen sie gehetzt werde. Ohne Alkohol scheint's bei ihm nicht mehr gegangen zu sein. Wenn es richtig ist, so sind aus dem betrunkenen Zustande wohl auch vielfach die Grausamkeiten zu erklären, die die durchbrechenden Teile der Franzosen begangen haben.

Die Haltung der Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften der Batterie war bewunderungswürdig. Viele Beweise wahren Heldenmuts, treuester, freudigster Pflichterfüllung konnte ich täglich um mich sehen, so viele Beweise, daß sie alle zu buchen, alle zu lohnen mir nicht möglich war. In der neuen Feuerstellung hörte das Feuer fast nicht auf. Granaten schwersten Kalibers, welche Löcher schlugen von 2 bis 3 Meter Tiefe und Umfang, wechselten ständig mit leichten Granaten; Gewehrkugeln pfiffen über die Geschütze hinweg. Ein Volltreffer traf die Mündung eines Geschützes und zerschmetterte das Rad; wie durch ein Wunder hatte die Bedienung keinen Toten, nur einen Schwerverwundeten. Volltreffer setzten Kartuschen in Brand, schlugen in die Geschoßräume, wirbelten die dort lagernden Granaten in die Luft. Alles das brausende und tosende Chaos hinderte die Bedienung unter treuem Beispiel ihrer Batterieoffiziere nicht einen Augenblick an ihrer ruhigen Weiterarbeit. Im dichtesten Kugel- und Granatregen wurde von ihnen das zerschmetterte Rad durch ein neues